

FT vom 14.7.21

Die Fichte geht, die Elsbeere kommt

VON UNSEREM REDAKTIONSMITGLIED GÜNTER FLEGEL

NATURSCHUTZ Die Regenzeit verwischt die Spuren, die der Klimawandel in Franken bereits hinterlassen hat. Das Leiden und Sterben der Bäume ist aber unübersehbar. Ein Umbau braucht Zeit – und neue Arten.



Dem heimischen Wald steht ein gewaltiger Umbau bevor, weil die bestehenden Arten die Trockenheit nicht überleben.

Foto: Anselm Baumgart/adobestock.com

Die Bäume sind mächtig, sie ragen wie Urzeitmonster in den Himmel, dem Licht entgegen, aus dem Schatten heraus, den sie selbst erzeugen. In diesem Waldstück ist es die Buche, nicht die Eiche, die wie ein Denkmal der Unvergänglichkeit dem Wald ihren Stempel aufdrückt. Aber der schöne Schein trügt: „Der Baum ist tot. Er weiß es nur noch nicht.“

Forstleute wie Hans Stark, der das Forstamt der Universität Würzburg in Sailershausen bei Haßfurt leitet, gehen mit einem weinenden und einem lachenden Auge in den Wald. Weinend, weil die Bäume, weil viele Bäume unübersehbar leiden. Lachend, weil endlich einmal der ersehnte Regen fällt. Der hat in Unterfranken zuletzt sehr gefehlt. 2018, 2019 und 2020 waren im ohnehin trockenen Unterfranken regelrechte Dürrejahre, auch wenn es in der Summe genug Nass gab. Die Niederschläge fielen unregelmäßig, vor allem in der Vegetationszeit kam oft wochenlang kaum ein Tropfen vom Himmel.

Die Folge: In den fränkischen Wäldern leiden nicht nur die Fichten und die Kiefern, die es feucht und kühl lieben. „Es gibt kaum Standorte in Unterfranken, wo die Fichte noch eine Chance hat“, sagt der Förster. Als der Klimawandel noch kein Thema war, galt der schnell wachsende Nadelbaum als solide wirtschaftliche Grundlage im Wald. Hitze und Trockenheit und in der Folge die Invasion der Borkenkäfer und anderer Schädlinge haben im Fall der Fichte schon einmal mit dem Umbau zum Klimawald begonnen, der jetzt zu einem politischen Thema wird. 30 Millionen Bäume will Ministerpräsident Markus Söder (CSU) in Bayern pflanzen; für Agrarministerin Julia Glöckner (CDU) ist der fränkische Wald ein „Versuchslabor“ für den neuen Wald.

Gesucht: der Baum der Zukunft

30 Millionen Bäume. Aber welche? Das Revier der Universität Würzburg ist ein guter Platz, um diese Frage zu beantworten. Die Uni wirtschaftet hier nicht nur, sie forscht auch, und weite Teile von Hans Starks Reich sehen durchaus schon so aus, wie sich Söder vielleicht seinen Klimawald vorstellt. Es ist ein naturnaher Mischwald, in dem auch „Exoten“ wachsen dürfen.

Besonders stolz ist Stark auf „seine“ Elsbeeren; rund 1500 Stück sind rund um Sailershausen zu Hause, mehr als in jedem anderen Wald, darunter das wohl größte Einzelexemplar, das in Deutschland wächst. Sie lieben die Wärme und kommen mit Trockenheit gut zurecht. „Die Elsbeere ist eine der Arten, die man im Wald der Zukunft häufiger antreffen wird“, ist sich Stark sicher. Zu den Bäumen mit Perspektive zählt die Landesanstalt für Wald und

Forstwirtschaft (LWF) in Freising außerdem Esskastanie und Flaumeiche, den Französischen Ahorn, die Küstentanne, Robinie, Roteiche, Schwarzkiefer, Wildbirne, Wildkirsche und Zerreiche.

Die Lösung für den Wald im Klimawandel ist zugleich das Problem. Denn im Gegensatz zur schnell wachsenden (und schnell sterbenden) Fichte lassen es diese Bäume langsam angehen. Eine ausgewachsene Elsbeere liefert hochwertiges Holz, das mit die besten Preise erzielt. Aber das dauert Jahrzehnte, Jahrhunderte. Ebenso, wie niemand 1921 hätte vorhersagen können, wie sich Klima und Wald bis 2021 verändern, fällt der Blick in die Zukunft schwer. Fühlt sich die Esskastanie oder die Elsbeere, die 2021 gepflanzt wird, 2121 noch wohl im fränkischen Wald?

Blickt man aus dem Uni-Wald über den Main nach Süden in den Steigerwald, dann erlebt man dort „live“ das Ringen um die Zukunft der Wälder mit. Heute auf den Tag genau vor zehn Jahren hat die Staatsregierung allen Gedankenspielen um einen Nationalpark im Steigerwald endgültig eine Absage erteilt.

Wie viel Mensch braucht der Wald?

Die Klima-Debatte liefert aktuell wieder Argumente: für und auch gegen einen Wald, den man sich selbst überlässt. Dann, so die Überlegung von Naturschützern, würde auf natürliche Art ein Wald entstehen, der mit den Klima- und Standortbedingungen am besten zurecht kommt. Mit einem doppelten Effekt, wie Ralf Straußberger vom Bund Naturschutz (BN) sagt: „Ein junger Urwald bindet sehr viel Kohlendioxid aus der Atmosphäre. Damit leistet er einen wichtigen Beitrag, um die vom Menschen verursachte Klimaveränderung zu bremsen oder gar zu stoppen.“

Das sieht Willi Rößner, Professor im Ruhestand in Augsburg, ganz anders, obgleich auch der Maschinenbau-Fachmann Mitglied im BN ist. In einem Nationalpark, der nicht bewirtschaftet ist, „wäre der Wald dem Klimawandel schutzlos ausgeliefert“, schreibt er in einem Beitrag für den Verein „Unser Steigerwald“. Er sieht in der nachhaltigen Waldwirtschaft und in der Nutzung des Holzes als nachwachsender Rohstoff einen Weg, um sowohl den Wald als auch das Klima zu schützen.

Die Zeit für Debatten fehlt. Die LWF sieht in den letzten Jahren eine dramatische Beschleunigung des Klimawandels. Der Wald hat keine Chance, sich gegen Hitze und Trockenheit zu wappnen. Das beweisen auch die Urzeitriesen, denen Hans Stark beim Sterben zusehen muss. In einem Teil des Uni-Waldes sind dutzende, vielleicht hunderte Buchen abgestorben, vertrocknet. Sie lebten hundert, zweihundert Jahre. Jetzt machen sie dem Wald der Zukunft Platz. Seite 2 (Kommentar)

KOMMENTAR VON GÜNTER FLEGEL

Mensch, Wald!

Über den Wald, so scheint es, kann der Mensch nicht mit kühlem Kopf diskutieren. Nicht nur im Steigerwald, wo die Nationalpark-Debatte schwelt.

Mensch und Wald: Das ist, zumal in Mitteleuropa, eine innige Beziehung, denn mit dem Ende der Eiszeit kamen der Mensch, die Bäume und der Wald gemeinsam in ein lebensfeindliches Land.

Der Wald war von Anfang an beides: Er gibt Schutz, liefert Holz und Früchte, ist die Heimat von Tieren, die man jagen kann. Er ist aber auch finster und unzugänglich, bedrohlich und die Heimat von Tieren, die den Menschen jagen können ...

Als wichtigster Lieferant für Roh- und Brennstoff wurde der Wald bis ins Industriezeitalter geplündert, rücksichtslos abgeholzt bis auf wenige Restflächen, mit Bäumen wieder aufgeforstet, die man nach schnellem Ertrag ausgesucht hat.

Der deutsche Wald ist heute aufgeräumt, gezähmt, nur Nischen sind dem Urwald geblieben.

Wie viel Mensch braucht dieser Wald, wie viel Wald braucht der Mensch? Die letzte Frage lässt sich einfach beantworten. Wohl kein Platz tut der Seele so gut wie der Wald, nirgends ist es leichter, zu sich zu finden, wie unter den lichten Kronen alter Bäume.

Je mehr der Wald wieder Wald sein darf, umso besser. Auf dem Weg dahin braucht er aber, vom Menschen geprägt, die helfende menschliche Hand. Neue Bäume, die dem Klimawandel trotzen, wachsen nicht von alleine. Man wird sich aber auch daran gewöhnen müssen, dass der neue, wilde Wald wieder unzugänglicher ist, vielleicht bedrohlich. Gut für den Wald und gut für den Menschen.